

Prof. Dr. Alfred Toth

Die mehrkontexturale semiotische Bezeichnung

1. Wenn ich einen Gegenstand als Apfel wahrnehme, muss ich ihn zuerst hinsichtlich seiner Form und seines Wesens betrachten: „Alles, was ist, hat Form und Wesen“ (Bense 1934, S. 12). Hinzukommt dann aber der abstrakte Wahrnehmungsschritt, indem ich das Ganze als Gestalt wahrnehme, d.h. z.B. hinsichtlich seiner Funktion bzw. seines Gebrauchs (Bense 1981, S. 33). Vielleicht ist seine Form einer Kugel ähnlich, seine Gestalt erinnert an einen Kopf, und seine Funktion dient wohl zum Essen, denn er verströmt einen appetitanregenden Geruch. Auch wenn diese Wahrnehmung stark hypersimplifiziert ist, wir können trotzdem nicht bestreiten, dass die Wahrnehmung von Objekten von bestimmten objektiven und subjektiven Filtern ausgeht, die es uns überhaupt ermöglichen, Objekte zu erkennen (vgl. Joedicke 1985, S. 10). Im Sinne von Toth (2008) sprechen wir von einer präsemiotischen Trichotomie. Danach beginnt also die Wahrnehmung mit der Präsemiotik bereits auf der Objektebene (vgl. dazu Bense 1975, S. 65 f.). Das ist somit nur eine andere Formulierung für die bekannte Tatsache, dass wir keine apriorischen Objekte wahrnehmen können. Der wahrgenommene Apfel kann dabei mit seiner apriorischen Gestalt identisch oder nicht-identisch, evtl. ähnlich, sein, aber wir wissen es nicht. Diese präsemiotische Wahrnehmungstheorie erinnert also an die platonischen *ἑιδωλα*, nur dass sie nach moderner Auffassung nicht von den Objekten zu den Subjekten ausgesandt, sondern von den Subjekten auf die Objekte als eine Art oder Filter oder Rast übertragen werden. Semiotische Prozesse sind also niemals völlig arbiträr.

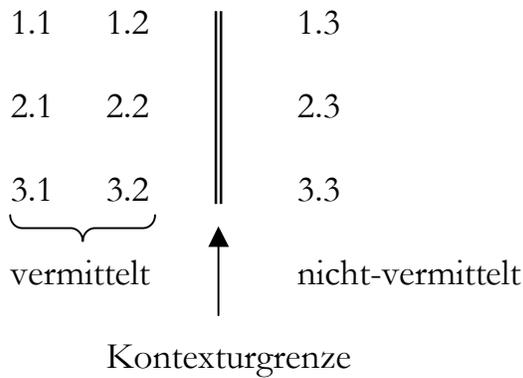
2. Nach dieser Auffassung kommt also zuerst das Objekt, dann der Mensch, der das Subjekt wahrnimmt - denn das Objekt kann ja nicht das Subjekt wahrnehmen -, d.h. es herrscht eine Objektsprimordialität. Mache ich eine Aussage über das wahrgenommene Objekt, kann diese wahr oder falsch sein, und noch vor der Kenntnis der von der Realität weitgehend abstrahierten logischen Gesetze sind Aussagen über Objekte anhand der Objekte nachprüfbar. Daraus folgt aber zweierlei: Erstens: Die Sprache ist primordial der Logik, denn sie ermöglicht sie. Zweitens: Aussagen, und damit die Sprache, ist nach der Objektwelt überprüfbar. Dies wäre ebenfalls unmöglich, wenn die Beziehung zwischen Objekt und Zeichen (Sprache, Logik) arbiträr wäre.

3. Natürlich kann ich nun den wahrgenommenen Apfel auf irgendeine Weise zum Zeichen machen, z.B. indem ich ihn als Repräsentanten für die ganze Klasse der Äpfel – oder evtl. nur für die Sorte, der er angehört – photographiere. Ich kann ihn aber streng genommen nicht zum Zeichen machen, indem ich ihn mit dem Wort „Apfel“ (pomme, apple, alma, ...) bezeichne, denn dafür kann der Apfel ja nichts. Das sprachliche Zeichen ist niemals ein Zeichen für das Objekt, weil es ja keine Beziehung zwischen dem Objekt und dem Zeichen gibt. Es gibt keine Merkmalsmengen in einem Durchschnitt wie zwischen dem Apfel und seinem Bild. Wenn das Zeichen also überhaupt etwas anderes als ein Nichts sein sollte, so kann es doch nur deshalb ein Etwas sein, weil es Übereinstimmungen zwischen Zeichen und Objekten gibt. Und wenn das so ist, dann ist ein Wort für den Apfel kein Zeichen für den Apfel. Das Gemeinte ist nämlich nicht das Bezeichnete, das Gemeinte ist eine sekundäre Relation zwischen Extension und Intension, eine Differenz zwischen dem, was ich sage und dem, was ich nicht gesagt habe (aber gesagt haben sollte), das hat aber eben nicht mit dem Objekt zu tun, sondern nur mit dem Subjekt.

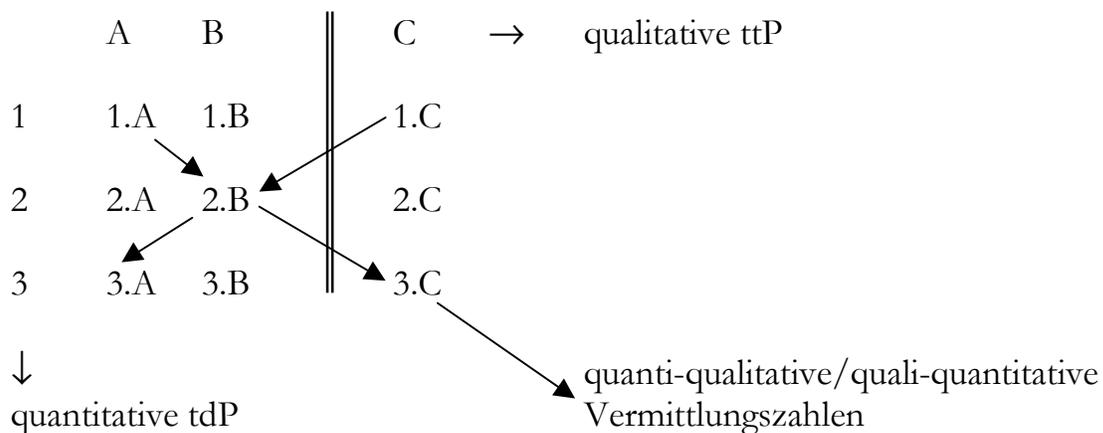
4. Hiermit sind wir bei dem, was ich bereits in Toth (2009) das **semiotische Fundamentaldilemma** genannt habe: Vom Standpunkt der 2-wertigen Logik, auf dem nicht nur unsere ganzen Wissenschaften, sondern auch unser tägliches Leben beruhen (ich habe entweder einen Apfel oder ich habe keinen), muss das Zeichen für den Apfel, wenn dieser ein Objekt ist, selbst ein Nicht-Objekt, d.h. ein Nichts sein. Wenn das Zeichen aber Nichts, d.h. die leere Menge \emptyset ist, dann ist notwendig auch der Durchschnitt der Merkmalsmengen zwischen dem Objekt O und dem Zeichen \emptyset : $O \cap \emptyset = \emptyset$. Wie sollte dann aber ein Zeichen bezeichnen, das selbst \emptyset ist und dessen Morphismus der 0-Morphismus ist? Ist es also möglich, mit Nichts Nichts zu bezeichnen? – Andererseits aber ist die leere Menge gerade charakteristisch für den symbolischen Objektbezug, also für den Fall, wo ein sprachliches Zeichen ein Objekt bezeichnet, und wir können schlecht leugnen, dass, je nach unserer Muttersprache, „apple“, „Apfel“, „pomme“ usw. einen Apfel bezeichnet. Das ist aber nur der erste Teil des Dilemmas. Der zweite Teil des Dilemmas taucht dann auf, wenn wir, statt den Apfel „Apfel“, „alma“, usw. zu nennen, ihn photographieren und also ein Ab-Bild des Apfels herstellen. Man erkennt dann den oder einen Apfel auf dem Bild, d.h. dem iconischen Zeichen für den Apfel. Hier ist es nun zweifelsfrei so, dass der Durchschnitt der Merkmalsmengen zwischen Zeichen und Objekt nicht nur ungleich 0, sondern maximal sind, so dass eine klare und schnelle Erkennbarkeit des Objektes Apfel durch das Bild oder Photo des Apfels gewährleistet ist. Da hier nun also gilt: $O \cap Z \neq \emptyset$, und da ferner der Apfel als

Objekt immer noch „ist“, folgt im Widerspruch zum logischen Gesetz des Augeschlossenen Dritten, dass das Zeichen $\neq \emptyset$ ist. Wenn wir nun nicht alles Ernstes leugnen wollen, dass Photos, Bilder, Skulpturen usw. bloße Sinnestäuschungen sind, bleibt uns nicht anderes übrig, als zu einer 3-wertigen Logik überzugehen, d.h. den Satz von der Zweiwertigkeit durch den Satz von der Dreiwertigkeit zu ersetzen. Bleibt die Frage, wie es um indexikalische Objektbezüge steht. Ein Wegweiser, der die Richtung einer Stadt angibt, bildet sie weder ab, repräsentiert aber gleichzeitig mehr als eine völlig „arbiträre“, d.h. mengentheoretisch leere Relation zwischen Zeichen und Objekt. Topologisch gesehen müssen Indizes „Randpunkte“ zwischen Zeichen und Objekten gemeinsam haben, um von den (völlig) leeren Symbolen unterschieden werden zu können, d.h. es gilt $\mathfrak{R}O \cap \mathfrak{R}Z \neq \emptyset$.

5. Wir kommen also zum merkwürdigen Schluss, dass die Semiotik sich hinsichtlich ihrer Objektbezüge in zwei verschiedene Logiken aufteilt: in eine 2-wertige Logik, in welcher die Schnittmenge zwischen Zeichen und Objekten die leere Menge ist, d.h. wo es nichts Vermittelndes zwischen Zeichen und Objekt gibt und die beiden daher durch eine Kontexturgrenze voneinander streng geschieden sind. Dies ist, wie festgestellt, der Fall beim symbolischen Objektbezug (2.3). Dagegen gehören der iconische (2.1) und der indexikalische (2.2) Objektbezug einer 3-wertigen Logik an, denn Icone und Indizes sind ja offensichtlich nicht einfach Nichts, sondern die Merkmalsmengen zwischen den Zeichen und ihren Objekten sind nichtleer. Noch extremer gesagt: Wäre die Semiotik wirklich, so wie viele das haben wollen, strikt-monokontextural, dürfte es nur symbolische Objektbezüge geben. Das ist im Grunde das Phantom der „arbiträren“ Semiologie de Saussures. Icone und Indizes widersprechen nun aber grundsätzlich wegen ihrer nichtleeren Durchschnittsmerkmalsmengen mit ihren Objekten – und nicht nur, wie Saussure glaubte, in den Extremerscheinungen von Onomatopoeica und Verwandtem – der logischen Zweiwertigkeit und damit der Monokontexturalität. **In der semiotischen Matrix verläuft also zwischen den trichotomischen Werten der Zweitheit und den trichotomischen Werten der Drittheit eine Kontexturgrenze, welche die Bereiche einer 2-wertigen und einer 3-wertigen Logik scheidet:**



Nachdem in Toth (2009) gezeigt wurde, dass die Trichotomien, d.h. die trichotomischen Peirce-Zahlen (ttP) durch die 3-kontexturalen Proto-Zeichen hergestellt werden und also qualitative Zahlen sind, während die Triaden, d.h. die triadischen Peirce-Zahlen (tdP) quantitative Zahlen sind, können wir also die obige Matrix wie folgt darstellen:



Das Wesen der Semiotik als „Vermittlung“ der „Disjunktion zwischen Welt und Bewusstsein“ (Bense 1975, S. 16) kommt also dadurch zum Ausdruck, dass die semiotische Matrix sich in einen quantitativen (tdP), einen qualitativen (ttP) und einen quanti-qualitativen bzw. quali-quantitativen Bereich (VZ) gliedert und somit die Kontexturgrenze zwischen 2- und 3-wertiger Logik und damit zwischen Zeichen und Objekt einschliesst. Wäre dies nicht der Fall, gäbe es nur symbolische Bezeichnung, d.h. iconische und indexikalische Bezeichnungen wären a priori ausgeschlossen, und wir hätten wirklich nurmehr eine Saussure-sche Semiologie, d.h. eine nicht-operationalisierbare Pseudo-Theorie der konventionellen Beziehung zwischen Zeichen und Objekt als misslungener Versuch, die arbiträre historische Rekonstruktion und die Junggrammatischen „Lautgesetze“ auf eine semiotisch-kontrollierbare Basis zu stellen, vor uns.

Bibliographie

Bense, Max, Raum und Ich. Berlin 1934

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Joedicke, Jürgen, Raum und Form in der Architektur. Stuttgart 1985

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Was bzw. wie bezeichnet ein Zeichen eigentlich? In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics (erscheint, 2009)

2.12.2009